



Erinnerungen

Tirpitz, Alfred von

Leipzig, 1919

2. Die Frage des Hauptgegners.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-78304](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-78304)

Koalition ins Herz zu treffen. Ob wir dies Ziel erkannten, davon hing unser Schicksal ab.

Wer war aber der Hauptgegner? Für mich zweifellos der, welcher die größten Mittel und den umfassendsten Kriegswillen besaß. Das politische Hirn der Entente war stets London gewesen; es wurde immer stärker auch zum militärischen Gehirn. Bis zu jenem Aufbau einer neuen Ostfront im Jahre 1918 hat es keine wesentliche Chance ausgelassen. Demgegenüber mußten wir auch alle Siege über Rußland als Teilsiege auffassen, die dazu dienen sollten, unsere Kraft gegen den Hauptfeind frei zu machen, indem sie einen raschen Sonderfrieden mit dem Zaren ermöglichten.

Keine Zerstücklung des Zarenreichs aber, auf welche die deutsche Diplomatie und Demokratie ausgingen, half uns etwas, wenn wir den Hauptfeind nicht trafen.

2

Mit Recht schreibt das Volksgefühl nicht den Militärs, sondern dem Staatsmann Bismarck das Hauptverdienst an den gewonnenen Kriegen zu, welche uns frei, einig und wohlhabend gemacht haben. Solange unser Volk gesund und treu, unsere Wehrkraft unüberwindlich war wie in den ersten Jahren des Weltkriegs, hatte die Staatskunst politische, militärische und maritime Handhaben genug, um aus dem Krieg gegen England, in welchen sie hineingeraten war, mit Ehren wieder herauszukommen. Die Armee, die in ihrem Sondergebiet nicht darauf gedrillt war, England zu bekämpfen, unterschätzte diesen für sie sozusagen unangreifbaren Gegner. Ich war als Schwarzseher verschrien und im „Lion d'Or“ zu Charleville ging die Rede: „Es ist kein Offizier im Großen Hauptquartier, der nicht glaubt, daß der Krieg vor dem 1. April 1915 zu Ende geht außer dem Herrn Staatssekretär der Marine.“ In der angelsächsischen Welt wurde ich als ein Gegner angesehen, dessen Isolation innerhalb der deutschen Reichsleitung mit Befriedigung verzeichnet wurde. Denn dies begreifliche Vorwalten festländischer Gesichtspunkte bei der Armee wäre ungefährlich geblieben, wenn nur der Kanzler mit mir ging. Ohne richtige Politik, welche die maritime Lage mitberücksichtigte, war der Krieg auch militärisch nicht zu gewinnen. Wenn aber der Kanzler das Wesen des Weltkriegs begriffen

hätte, wäre auch die Armee willig gewesen, den englischen Etappenlinien gleich zu Anfang des Feldzugs eine größere Bedeutung beizumessen. Es wären dann auch jene see-militärischen Schläge gegen England ausgeführt worden, von denen in diesem und den folgenden Kapiteln die Rede sein wird.

Am 19. August 1914 sagte ich dem Kanzler in Gegenwart von Moltke und Jagow: Was wir gegen Rußland erreichen können, drückt nicht auf England, sondern entlastet es. Die Verhältnisse haben uns gezwungen, mit einer Front zu schlagen, die nicht unseren politischen Interessen entspricht. Der deutsch-russische Krieg ist in England sehr volkstümlich. Die englischen Staatsmänner sind unbedingt entschlossen, bis zum Ende durchzuhalten. Unsere Zukunft kann nur gerettet werden, wenn wir England bedrängen. Es kommt für die Entscheidung des Kriegs einzig darauf an, ob Deutschland oder England länger durchhalten kann. Unbedingt notwendig ist es, Calais und Boulogne zu besetzen.

Dieser Gedankengang schien dem Kanzler nicht einzuleuchten. Er meinte, wir müßten selbst im Fall eines im Besten glücklichen Kriegs uns dort einschränken und unsere Kraft nach Osten wenden. Schon in der ersten Augusthälfte hatte der Kanzler einem gemeinsamen Bekannten erklärt: „Der Krieg mit England ist nur ein Gewittersturm, der rasch vorüberbraust. Nachher wird das Verhältnis besser als je.“ Bethmann ging darauf aus, eine Verständigung mit England zu suchen, und er hielt es deshalb für richtig, dieses Land auch mit unseren Kriegshandlungen schonend anzufassen. England wäre „eine Bulldogge, die man nicht reizen dürfte“. Bethmann suchte jetzt nach der Freundschaftshand, die er bei Greys Konferenzvorschlag nicht gefunden hatte. Er übersah, daß England, nachdem es einmal den Krieg unternommen, nun in klarer und kühler Folgerichtigkeit diesen Krieg auch gewinnen wollte. Der landmilitärische Standpunkt der Armee, eine gewisse Nachgiebigkeit des Kaisers und die unklaren politischen Vorstellungen weiterer deutscher Kreise gaben dem Kanzler die Möglichkeit, sein zusammengestürztes Kartenhaus immer aufs neue aufzubauen. Er dachte an Greys Friedlichkeit in den ersten Juliwochen zurück, und da er deren Grund, den großen Ernst des Risikos bei einem Seekrieg, nie begriffen hatte, so setzte er dieselbe Friedlichkeit auch noch voraus, als England den Entschluß zum Krieg gefaßt hatte und durch die Begleitumstände

des Kriegsausbruchs, sowie durch die Nichtbesetzung der Kanalküste, die Zurückhaltung der deutschen Marine und die Ereignisse an der Marne in der Aussicht auf den Sieg bestärkt worden war. England folgte jetzt, wie ich oben bemerkte, seinen alten Überlieferungen, im Krieg gegen die jeweils stärkste festländische Konkurrenzmacht zu wachsen. Mit puritanischem Pharisäertum war die praktisch-utilitaristische britische Politik, beherrscht von den Interessen des angelsächsischen Kapitals, ganz einheitlich entschlossen, das Deutschtum um so härter und unerbittlicher zu bekämpfen, je näher bis zum Juli 1914 schon die Möglichkeit gelegen hatte, daß wir uns friedlich durchsetzten. Wie konnte man glauben, daß England die Chance nicht voll ausnützen würde, die ihm jetzt gegeben war, um den ihm beinahe schon über den Kopf gewachsenen Wettbewerber doch noch, und zwar in letzter Stunde, niederzuschlagen! England steigerte seine Kriegsentschlossenheit, je mehr es sie bei uns vermifste. Lloyd Georges Einfluß wuchs über denjenigen Asquiths empor. Bei uns vollzog sich die umgekehrte Entwicklung; die entschlossene Richtung wurde zurückgedrängt. Dieser Weg mußte mit Sicherheit zur Niederlage führen.

Seit 1911 hatte unsere Politik aus chronischem Mißverstehen Englands bestanden. Jetzt wurde das fortgesetzt. Die Presse erhielt die Anweisung, nicht scharf gegen England zu verfahren. Wiederholt wurde das in den Sitzungen der Pressevertreter zu Berlin von seiten des Auswärtigen Amtes eingeschärft. Den Engländern ist das natürlich nicht verborgen geblieben, und sie zogen daraus ihre Schlüsse, freilich die umgekehrten, als Michel annahm.

Weil unsere Öffentlichkeit Englands Willen und Kräfte nicht kannte, nahm man sie halb als nicht vorhanden und sah nicht, daß wir unsere Niederlage annehmen mußten, wenn es nicht gelang, England so zu bedrängen, daß es eine Aussöhnung für vorteilhafter hielt. Die Erkenntnis Englands, deren Ansätze von Gneisenau und Friedrich List bis zu Karl Peters und A. v. Peetz reichen, war nicht durchgedrungen. In Bismarcks Zeit, welche hauptsächlich als Lehrmeisterin für die Gegenwart herangezogen wurde, hatten notwendigerweise andere Probleme und Bedingungen unserer Politik zugrunde gelegen. Außerhalb der Marine übersah man die Art von Englands Macht und seine Entschlossenheit, uns zurückzudrängen, um so bereitwilliger, als man sich keine Vorstellung davon machte, welche Mittel wir selbst schon besaßen,

um diesem Willen Englands entgegenzutreten. Die Marine aber war noch zu jung und zu wenig verwachsen mit der Nation, um sie mit ihrer Schwere zu durchdringen. Diese im Laufe des Krieges sich steigende Vereinsamung der Marine, welche straffe Staatsgesinnung mit überseeischer, für einen Weltkrieg geeigneter Erfahrung verband, zeigte, daß die Nation oder ihre Oberschicht für einen solchen Krieg nicht reif war. In den ersten Kriegsmonaten traten noch Männer aus allen Kreisen des Volkes an mich mit der Forderung heran, die Flotte zum Schlagen zu bringen; wenn später die öffentliche Meinung hierin erlahmte, so folgte sie nur der von der politischen Leitung eingeschlagenen Richtung.

Am 27. und 28. August habe ich anlässlich meines Planes, ein Marinekorps zur Kriegsführung gegen England von Flandern aus zu bilden, den Kanzler erneut bestürmt, seine Politik gegen England zu konzentrieren. Es war mir schon damals kaum begreiflich, wie man den Krieg gegen England allein zu Lande gewinnen wollte; vier Wochen später, als die Heeresfronten angefangen hatten, zu erstarren, erschien dies als eine völlige Utopie.

Ich stand, wie bemerkt, im Hauptquartier und besonders gegenüber den Diplomaten allein. Über meine Art der Auffassung konnte ich fast mit keinem mehr reden. In dieser Umgebung, die bewußt und unbewußt gegen mich in oberflächlichem Optimismus übereinstimmte, habe ich mich oft gefragt: Bin ich mit Blindheit geschlagen oder sind es die andern alle? Sehe ich zu schwarz? Habe ich mich in meiner ganzen Lebensarbeit über Englands hartnäckigen Herrschaftswillen wirklich getäuscht? Die führenden Kreise standen dem Wesen der Seegewalt und dem uns drohenden Schicksal stumpf gegenüber; sie wollten nicht sehen, daß England unsere Seeinteressen zum Versiegen bringen wollte. Als die Entwicklung des Krieges mir leider recht gab, enthüllte sich mir erst der fürchterliche Sinn jenes Wortes: *but you are not a seagoing nation.*

Ich stellte dem Kanzler immer wieder vor, daß England nicht aufhören würde zuzuschlagen, solange Aussicht bestünde, unsere Weltstellung zu brechen. Unsere Demokratie hätte dies am allermeisten fürchten müssen. Predigte doch Lloyd George: „Ich fürchte nicht v. Hindenburg, v. Mackensen und alle die anderen Bona, sondern den deutschen Arbeiter.“ Je länger sich das Knockout hinzog, desto gefährlicher wurde es für uns. Denn die britische Hauptwaffe, die Flotte, konnte nur durch lange Jahre der Blockade wirken. Auch zu Land vergingen Jahre,

bis England sein eigenes Heer geschaffen hatte, nachdem es keinen raschen Sieg durch fremde Heere errang. Unternahm aber England diese gigantischen Anstrengungen, die seine eigene Wirtschaftsordnung aufs Spiel setzten, dann wollte es sich auch in riesenhaftem Umfang bezahlt machen und ein Wiederaufleben des deutschen Volks nicht in Jahrhunderten befürchten brauchen.

Auf meine Versuche, den Kanzler von seiner unrichtigen Beurteilung und Behandlung Englands abzubringen, sprach Bethmann, seiner Eigenart gemäß, seine Ansicht wenig positiv aus. Es blieb aber nicht zweifelhaft, daß er in seinem alten Ideengang beharrte. Als am 19. August der Kanzler mir mitteilte, daß die Engländer holländische und für Holland bestimmte Getreideschiffe nach England wegführten, war er nicht zu bewegen, diesen Neutralitätsbruch in der von mir empfohlenen Form an den Pranger zu stellen. Ich sagte ihm schon damals: „Jeder offen gezeigte Wunsch, mit England zur Verständigung zu kommen, wird das Gegenteil bewirken und uns als Schwäche ausgelegt. Die äußerste Hartnäckigkeit, die wir England zeigen, ist das einzige Mittel, um es zum Einlenken zu stimmen.“

Ich stelle hier fest, daß mein Eintreten für einen geschlossenen Kampfwillen gegen England in den Jahren 1914/18 die Regierung niemals daran gehindert hat, einen Verständigungsfrieden mit England zu suchen. Ich spreche hier nicht in Verteidigung. Denn das in die Massen geworfene Schlagwort, ich hätte die Regierung an einem rechtzeitigen Frieden mit England gehindert, ist zu töricht, als daß ich mich dagegen zu verteidigen hätte. Niemals in den ganzen Jahren trat meines Wissens eine Stunde ein, in welcher England uns einen anderen Frieden gewährt hätte als den Frieden der Vernichtung. Niemals war mein Einfluß derart, daß ich eine Friedensmöglichkeit hätte durchkreuzen können, auch wenn ich gewollt hätte, und niemals hat der Kanzler mir eine greifbare Friedensmöglichkeit eröffnet. Ich spreche hier vielmehr von einem einfachen Gesichtspunkt der politischen Taktik, der um so wichtiger wurde, je mehr sich unsere Lage verschlechterte. Gerade wenn man zu einem leidlichen Verzichtsfrieden mit England kommen wollte, mußte man, im Kriege begriffen, einen kräftigen Kampfeswillen gegen England zeigen und die Annäherung an Rußland suchen. Ein solcher taktischer Gesichtspunkt ist so einfach und elementar, daß ihn alle Völker mit Ausnahme des deutschen befolgen. In den Lebensfragen

der Nation scheint aber der Deutsche nicht genug Leidenschaft aufzubringen, um diesen Grundsatz zu beherzigen¹⁾. Die letzte Aussicht, einen leidlichen Frieden mit England zu finden, ging verloren, als wir die umgekehrte Taktik der öffentlichen Friedensangebote beschritten. Um seinen guten Willen zu zeigen, gibt der Deutsche gern beim internationalen Geschäft seine Krümpfe von vornherein dem Gegner in die Hand, in der Hoffnung, ihn dadurch freundlich zu stimmen. Von den Friedensangeboten an sah die britische Staatskunst mit unbeirrbarer Sicherheit unsere innere Zerbröcklung fortschreiten. Der natürliche Instinkt mußte es verbieten, den Kriegsgegner nur mit der einen Hand zu schlagen, mit der anderen zu streicheln. So aber verfuhr wir, um den Hauptfeind „nicht zu reizen“. Besonders wer den Engländer kennt, weiß, daß man ihn nur durch Festigkeit und äußerste Entschlossenheit zu einem billigen Abkommen veranlassen kann. Welche berechnete Kritik haben Iren, Inder, Ägypter und andere unterjochte Völker an uns geübt. Sie wußten aus langer, leidenreicher Erfahrung, wie man Briten behandeln muß. Sie hofften, durch uns zur Freiheit zu gelangen und erlebten es nun, wie wir durch eine verkehrte Taktik uns selbst innerlich zum Untergebenen der Angelsachsen machten, als unsere äußere Kraft noch machtvoll da stand.

Als am 4. September 1914 alle bürgerlichen Parteien des Reichstags, damals noch in ungebrochener Einigkeit, eine wirksame Demonstration gegen England planten, indem sie von sich aus ohne mein Zutun eine Ergänzung des Flottengesetzes vorschlugen, verhinderte der Kanzler den Antrag. Eine solche Politik des Unterdrückens nationaler Entschlossenheit in einem solchen Krieg war krankhaft.

¹⁾ Ich wußte ihn zu schätzen, auch wenn er mir unbequem fiel. So hatte mir beispielsweise ein Jahrzehnt früher der Flottenverein, indem er weiter gehende Forderungen vertrat als ich selbst, und mich heftig und persönlich unangenehm angriff, tatsächlich die Durchsetzung meiner gemäßigten Forderungen beim Reichstag erleichtert. In diesem Sinn, als taktische Hilfe für die Regierung, um zu Friedensverhandlungen den unentbehrlichen Rückhalt an einer festen Stimmung im Volk zu haben, ist später die Vaterlandspartei gegründet worden. Ich wunderte mich oft und wundere mich noch heute, wie auch kluge Leute die Wirkung des Flaumachens auf das Ausland so gar nicht fühlten und deshalb die Vaterlandspartei vielfach für eine Brutstätte von kritiklosem Optimismus ansahen. Ihren eigentlichen Sinn konnten nur diejenigen verstehen, welche den vollen Instinkt dafür besaßen, daß wir nach außen kämpften.

Als ich in den ersten Tagen des November erfuhr, daß die Engländer, um den Zugang zum Kanal zu sperren, ein Kriegsgebiet durch Minenlegen in der offenen Nordsee geschaffen und damit einen besonders starken Bruch des bestehenden Seerechts begangen hatten, war Zagow nicht zu bewegen, die von mir entworfene Protestformel abzugeben. Das Auswärtige Amt arbeitete vielmehr mit dem für solche Materien bisher nicht zuständigen Admiralstab eine andere Erklärung aus, die von Spezialisten des internationalen Rechts vielleicht schön gefunden werden mag, praktisch aber mehr schadete als nützte, da sie mit ihren juristischen Spitzfindigkeiten Zweifel an unserem bisher streng beobachteten Festhalten am Völkerrecht erweckten. Sie war wirkungslos, weil sie den Vorbehalt der Vergeltung nicht enthielt.

Daß es besser gewesen wäre, den Engländern festen Kampfwillen zu zeigen, bestätigte sich durch immer neue Erscheinungen. Darum zitterte man in England, daß der Kanzler fallen und eine kräftigere Kriegsführung Platz greifen könnte; darum stiegen in London die Kurse, als mein Rücktritt sich vollzog. Umgekehrt legten die Engländer es geschickt darauf an, den Kanzler am Ruder zu erhalten. Seit sie 1911/12 einen Einblick in seine Geschäftsgebarung erlangt hatten, schien er ihnen die beste Gewähr für den Sieg zu bieten. Weite deutsche Kreise blickten deshalb auf Bethmann als den Vertrauensmann Europas, und unsere Demokratie, welcher seine Schwäche und Unklarheit aus anderen Gründen gleichfalls unentbehrlich war, pflegte gerne diese Legende. Der Mann, der das deutsche Prestige zerstört und durch seine Diplomatie der Welt das gefährlichste Material gegen uns geliefert hatte, sollte geeignet sein, die Engländer nachsichtig gegen uns zu stimmen. Der Kaiser aber glaubte sich an den Mann gebunden, der sich der deutschen Demokratie und den Engländern empfahl. So blieb Bethmann und wurde gehalten, trotzdem er in drei langen Kriegsjahren keinen Beweis dafür erbracht hat, daß England ihm einen billigen Frieden gewähren wollte. Aber die Engländer erklärten ja, an ihrer Unversöhnlichkeit wären nur die Vertreter der deutschen Wehrkraft schuld, nicht Bethmann, und wenn erst unsere Wehrkraft zerstört wäre, würde es uns gut gehen. Das wurde von vielen guten Deutschen ernstlich für wahr genommen.

Wie selbst Blätter vom Schlag der „Daily Mail“ durch Lob des Kanzlers ihn nicht zu diskreditieren, sondern zu festigen hofften, dafür

ein paar Sätze aus ihrem Artikel „Der Kanzler und der Seeräuber“ vom 31. August 1915 (nach unserem Arabic-Rückzug): „Es ist schwer, in Bethmanns Kampf mit Tirpitz nicht mit ihm zu sympathisieren. Im vergangenen Jahr war er Kanzler nur dem Namen nach. Sein Geschäft war vielfach, Deutschland aus den Verwicklungen zu ziehen, die ihm die wirklichen Leiter der deutschen Politik, die Armee- und die Marinebehörden auferlegt haben. Sie verfolgen ihren Lauf mit der üblichen Außerachtsetzung der Zivilansicht. Sein Amt ist, hinter ihnen aufzuwischen. Endlich beginnt er, eine Stimme zu fordern in der Entscheidung der Politik, deren diplomatische Folgen von ihm, nicht von ihren Urhebern getragen werden müssen.“ Derlei wurde bei uns Stellen vorgelegt, die es für bare Münze nahmen¹⁾.

Die handgreiflichen Beweise dafür, daß England und Frankreich vorerst mindestens keinen Verständigungsfrieden abschließen wollten, wurden überhört. Unser Friedensangebot vom Dezember 1916, das, soweit ich unterrichtet bin, durch großes Entgegenkommen begleitet war, wurde mit Hohn und dem bekannten Eroberungsprogramm der Entente beantwortet. Schon damals hätte man sich ähnlichen Bedingungen gegenübergesehen, wie sie im November 1918 die deutsche Regierung angenommen hat. Trotzdem wurde vom Kanzler und der Demokratie noch immer nicht begriffen, daß ihre Taktik falsch war. Die schiefe Ebene wurde weiter beschritten, die Zuversicht des deutschen Volkes untergraben, die der Feinde befestigt durch eine ununterbrochene Kette von Kapitulationsanträgen.

Das Schlimmste war, daß diese Politik sich mit Illusionen auf einen Ofsieg verquickte. Wollte man England für unbesiegbar halten und deshalb unsere Niederlage sofort annehmen, so war das immer noch besser als ein jahrelanger Erschöpfungskrieg mit dem gleichen Ende. Aber aus inneren Parteigründen kämpfte eine gewisse Presse in Deutschland gegen den Zarismus. Mit ihnen arbeitete leider unsere politische

¹⁾ Wie dagegen das wirkliche Bild unserer Verhältnisse in die englischen Volkskreise eingedrungen war, davon hat mir ein deutscher Offizier nach der Rückkehr aus britischer Kriegsgefangenschaft ein charakteristisches kleines Beispiel erzählt. Er hatte im Lager einen zum Militär eingezogenen englischen Kohlenhändler von seinen Kameraden mit dem Namen des Reichskanzlers belegen hören; als er nach dem Grund fragte, erhielt er zur Antwort: „We call him always Bethmann Hollweg because he says things which one must not say.“

Leitung zusammen. Auf die vermeintliche Unbesiegbarkeit Englands baute man einen deutschen Sieg über den „Zarismus“! Ich möchte hierfür ein bezeichnendes Beispiel anführen. Ein Beamter der Wilhelmstraße entwickelte diese bequem auf Englands Sieg zu gründende deutsche Zukunft am 12. April 1916 mit folgenden Sätzen:

„Für uns als Zentralmacht Europas ist es in erster Linie notwendig, auf dem Kontinent zu siegen und hier unsere Nachbarn zentripetal um uns zu gruppieren.¹⁾ Dieses Ziel durften wir nicht kompromittieren, indem wir uns ohne Not in ein Abenteuer²⁾ stürzen. Von dieser unserer festen europäischen Basis aus wollen wir planmäßig unsere Weltstellung und unseren Außenhandel ausbauen. Was bisher in dieser Richtung geschehen ist, ist ja nur Dilettantismus. Jede Schädigung Englands ist natürlich willkommen, aber umbringen können wir es nun einmal nicht. Deshalb müssen wir soviel Kraft und Kredit in der Welt reservieren, daß wir nach dem Krieg unsere Überflügelung der Engländer fortsetzen. Gefährliche ungenutzte Kraft liegt in Zukunft im russischen Boden, nicht im durchlöcherten englischen Geldbeutel. Ich glaube, daß der Frieden auf Kosten Rußlands eine mögliche Lösung bietet. Da er ja auf Kosten des reaktionären Rußlands gehen würde, so würde uns das auch künftige Verständigungen ad hoc mit einer anderen russischen Regierung nicht verschließen. Werden wir in Europa stark und zur Vormacht gen Osten, so wird die Verständigung mit England nicht schwer und vielleicht einmal der Fall eintreten, daß Albions Interesse mit dem der stärksten Kontinentalmacht im beiderseitigen Interesse zusammenläuft.“

Anfang Juli 1916 informierte Staatssekretär Helfferich die Häupter der deutschen Bundesstaaten mit folgenden Gedankengängen, die ich einer Denkschrift aus jenen Tagen entnehme:

Wir müssen zwischen England und Rußland optieren, um auch im späteren Frieden Rückendeckung gegen einen dieser beiden Hauptfeinde zu gewinnen. Diese Entscheidung hat für England und gegen Rußland auszufallen, weil das russische Programm mit unserer Stellung als Vormacht westeuropäischer Kultur und unserem Verhältnis zu Österreich-Ungarn, Balkan, Türkei unvereinbar ist. Zwischen England und Deutschland ist dagegen eine Teilung der Interessensphären möglich. Deshalb keine Flotte als Existenznotwendigkeit für Deutschland, da-

¹⁾ Polen!

²⁾ Ubootskrieg.

für möglichste Schwächung Rußlands. Wir müssen an einer Stelle ganze Arbeit tun, statt an vielen halbe. Englands Interessen würden uns gestatten, gegen Rußland ganze Arbeit zu tun. Die entschiedene Frontstellung gegen Rußland gibt unserem Verhalten im Weltkrieg die sittliche Grundlage wieder, die im Eintreten für Osterreich-Ungarn besteht, nicht aber im Kampf für die Freiheit der Meere. Die Entzürstung der deutschen Öffentlichkeit gegen England ist also auf Rußland abzulenken. Soweit Helfferich. Er schließt diesen Gedankengang mit den Sätzen:

„Obige Ausführungen werden dem Einwand begegnen, daß sie die Rechnung ohne den Wirt machen, insofern gerade in England Haß und Vernichtungsgelüste jede Verständigung unmöglich machen. Chamberlain kennzeichnet die Gesinnung mit der Forderung, die ihm auch schon vor dem Kriege entgegengetreten sei: ‚We must crush Germany‘; Chamberlain und mit ihm unsere Zeitungen und Flugblätter lassen aber den Nebensatz fort, welcher die logische Erklärung für die Feindschaft enthält, nämlich den Satz: ‚before it crushes us.‘

In diesen Abgrund tiefen gegenseitigen Mißtrauens, welches eine gewissenlose Demagogie gezeitigt und die Staatsleitungen nicht zu verhindern gewußt haben, welches aber in den tatsächlichen politischen Verhältnissen, d. h. in den Existenzbedingungen beider Länder in keiner Weise begründet ist, liegt die Tragik der Lage, und nur hohe staatsmännische Weisheit, verbunden mit einem alles niederzwingenden Willen, welcher von beiden Seiten gleich stark sein müßte, kann den verfahrenen Karren aus dem Sumpfe der Demagogie herausziehen. Diese Hoffnung ist nicht so eitel als sie scheinen mag; denn dem demagogischen Ministerium Asquith ist keine ewige Dauer beschieden. Der Wunsch der Engländer, uns zu vernichten, mag zum Teil die Möglichkeit einer Verständigung ausschließen; es nötigt aber keineswegs dazu, den Kampf da aufzunehmen, wo sie uns möglicherweise überlegen sind, das ist auf dem Wasser und in Agypten.“

Auch Helfferich sah also nur ganz vage Hoffnungen auf eine Verständigung mit England und nirgends etwas Greifbares. Aber diese leeren Wünsche genügten ihm und seinen Gesinnungsgenossen, um während der kostbaren und zur Rettung Deutschlands gegebenen Jahre gerade das Einzige zurückzuhalten, was England zum Einlenken bringen konnte, nämlich unsere Verständigung mit dem Zaren und die äußerste Entfaltung unserer Machtmittel zur See. Wir schlugen der englischen Seegewalt nicht die Bunden, die wir ihr beibringen

konnten, und so erreichten wir durch Sentimentalität, überkluges Rechnen und unmilitärische Auffassung des Seekriegs, daß in England der Wille sich durchsetzen konnte, dem starken deutschen Nebenbuhler schon in diesem Kriege jenen furchtbaren endgültigen Schlag zu versetzen, von dem er nie wieder aufstehen könnte. Im Herbst 1916, als die englische Ubootsabwehr einem gewissen Abschluß entgegenging und unser Mangel an Mut durch den Sufferfall weltbekannt geworden war, wagte Lloyd George schon das Wort vom Knockout.

Jene oben wiedergegebene Hoffnung eines deutschen Sieges auf Grund eines englischen Sieges erscheint wie ein Rätsel, obwohl sie leider die Schicksale Deutschlands in der schwersten Stunde bestimmen durfte. An dem Prestige Englands abprallend, nahm die deutsche Staatskunst wie ein Querschläger den ihr von England gewiesenen blinden Lauf gegen Rußland. Unzählige Deutsche in der Heimat und an der Front hatten einen richtigeren Instinkt, aber er kam nicht zur Geltung.

Zu dieser Weltanschauung der Wilhelmstraße gehörte dann noch weiter der unbezwingliche fromme Glaube, daß einem flottenlosen Deutschland das „Überflügeln“ Englands willig eingeräumt würde, während einem seemächtigen Deutschen Reich das nicht gestattet wäre. Wenn der Kanzler und seine Leute auf eine rasche und völlige Freundschaft mit England nach dem „Gewittersturm“ rechneten, so glaubten sie dies eben durch Preisgabe der deutschen Flotte erzielen zu können. Noch im Oktober 1918 haben deutsche Politiker unter Preisgabe des Ubootskriegs die Gnade der Angelsachsen zu erkaufen gewähnt. Das Erwachen Deutschlands nach dem November 1918 war grausam. Bessere Erkenntnis nützt jetzt nichts mehr.

Mein Standpunkt war: Entweder wir hielten England für unbesiegbar und nahmen dann die Niederlage je eher desto besser an. Oder aber wir versuchten durch Einsatz aller militärischen und politischen Mittel Englands Unbesiegbarkeit zu erschüttern. Praktisch kam für mich selbstverständlich nur der zweite Weg in Frage. Dann mußte man aber klar den Weg sehen, den man gehen wollte. Alles Klügeln und Harren, das nicht von dieser Alternative ausging, führte ins Verderben. Hiervon, nicht aus Ressortermägungen irgendwelcher Art, sind meine Kämpfe für die Besetzung der Kanalküste, für die Seeschlacht und für den rechtzeitigen Ubootskrieg ausgegangen.